

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge
Erster Jahrgang.

No. 16.

Donnerstag, am 1. Mai.

1851.

Valerie.

Von Hermine Bohde.

(Schluß.)

11.

Die Deinige zu werden hoffe ich nicht.
Doch Dir allein gehor' ich an. Ich will
Die Blume sein, die, in den Staub gekniff,
Ihr Haupt noch einmal richtet auf zu Dir.
v. Platen.

Blassen Angesichtes saß Valerie in tiefer Trauer gekleidet in ihrem Zimmer und war im Begriff, einen soeben empfangenen Brief zu erbrechen, als das Gemach leise sich öffnete, und ihr Vater, der Kommerzienrath, in dasselbe hereintrat.

„Guten Morgen, meine Tochter,“ sprach er leise, während Valerie rasch aufstand, ihm entgegen trat, und zu dem Sopha geleitete; „ich störe Dich doch nicht?“

„Nein, mein Vater,“ sagte in sanfter Weise das Mädchen, als fürchte sie durch eine zu laute Sprache die Nerven ihres erst von einer schweren Krankheit genesenden Vaters zu erschüttern.

„Du hast, wie ich von Wilhelm erfahren, einen Brief des Erbprinzen erhalten?“

„Ja, mein Vater.“

„Darf ich den Inhalt wissen?“

„Warum denn nicht?“ fragte sie in spannender Weise: „es ist Dir ja kein Geheimniß, daß ich ihm meine Liebe für dieses Leben gelobt habe, der Inhalt ist mir noch unbekannt,“ setzte sie ernst hinzu: „auf keinen Fall wird er aber eine Tendenz enthalten, die des Erbprinzen unwürdig wäre.“

„Und kannst Du Dir keinen zweiten Fall denken?“

„Ich verstehe Dich nicht mein Vater,“ antwortete mit geistiger Ruhe Valerie, und richtete ihre Augen ernst auf ihn.

„Laß uns, meine Tochter, den jetzt soeben eingetretenen Augenblick nicht unbenutzt vorübergleiten, er möchte vielleicht nicht wiederkehren. Das Leben ist kurz. Die Zeit eilt schnell!“

„Was willst Du damit sagen, lieber Vater, Du redest heut in lauter Hieroglyphen?“ fragte ängstlich Valerie.

Einen Blick voll Wehmuth richtete der Kommerzienrath auf seine Tochter und sagte dann mit Gefühl: „Der Tod Deiner Mutter, das so eben erst verlassene Krankenbett haben mir gezeigt, wie schnell und unvermuthet der Ruf in eine bessere Heimath an uns ergeht; dann hat das überstandene Nerven-

sieber einen Feind in mir zurückgelassen, der die Mahnung an mich richtet, des Heimgangs in die ewige Heimath zu gedenken.“ Hier hielt er inne, denn Valerie legte ihr Haupt an seine Brust, und sagte in hohem Gefühl des Schmerzes: „Der Allmächtige kann in seiner unendlichen Güte mir nicht den treuesten Freund von meinem Herzen nehmen, ihn betten in die kühle Gruft!“

„Welcher Sterbliche kann in seinem irdischbefangenen Sinn die Führung unseres Lebens als einen von einer höhern Hand für uns zum Segen erwählten Pfad erkennen? Wir wissen nicht, welcher dunkle Pfad von dem Urquell alles Lichts für uns in seiner ewigen Weisheit erwählt wurde, um den unsterblichen Geist für die Wohnung des ewigen Friedens zu läutern. Ich fühle in dem Frieden, der meine Brust durchzieht, in der kalten Ruhe, mit der mein Geist des Irdischen gedenkt, das Wehen einer Geisterwelt, deren Bewohner ich bald sein werde. Ich würde mein Haupt gern zum Schlummer niederlegen, denn ich habe des Lebens Freuden, seine Schmerzen erkannt, und kann hoffen, daß der Höchste mir ein gnädiger Richter sein wird. Aber Du Valerie, Du Kind meines Herzens, meiner Schmerzen, wirst mir bei dem Gedanken den Todeskampf erschweren: daß Du ohne natürlichen Beschützer in der Welt einsam stehest.“ Hier hielt er erschöpft inne, denn das anhaltende Sprechen hatte ihn angegriffen.

Valerie barg die tiefe Erschütterung nicht, die diese Worte des liebenden Vaters in ihr hervorgehoben hatten, und weinte unter dem bergenden Taschentuch leise. Nach einer Weile nahm der Kommerzienrath das Wort: „Valerie, hast Du in der letzten Zeit nie daran gedacht, daß ich eingehen könnte zur ewigen Ruhe?“ Diese Worte riefen in ihr nur einen lautereren Schmerz hervor und sie barg ihr Gesicht an der Brust ihres Vaters, ihr convulsivisches Zittern so vor ihm zu verbergen suchend. „Ich habe, weil Dein Bruder Dir ob jenes aufgelösten Verhältnisses mit dem Assessor mit jener Liebe nicht mehr begegnet, die Du von ihm als Deinen nächsten Anverwandten in Anspruch nehmen kannst, Dich dem Schutz des Hofrath Leiner als seine Mündel anvertraut. Ich könnte ruhig die Welt verlassen, nur eine Beruhigung fehlt mir als Schlummerkissen zu dem ewigen Schlaf.

Wirst Du diese mir reichen können, Valerie?“ fragte der Kommerzienrath.

Valerie erhob sich aus den Armen ihres Vaters und sagte feierlich: „Frage mein Vater und ich will Dir antworten, wie ich einst den höchsten Wesen Rechenschaft von meinen Handlungen geben werde.“

Der Kommerzienrath erhob die Hand von Valerien und sagte ernst: „wenn ich vor dem Thron des Allmächtigen mein Knie beuge, kann ich sagen: rein wie ich meine Tochter an dem Tage ihrer Geburt, aus Deinen Händen empfing, habe ich sie verlassen; ihr Herz und Geist ist in den Stunden der Versuchung ein reiner Altar geblieben. Werden Deine Handlungen, mein Kind, meinen Glauben an Dich zu nichte machen.“

Lebhaft bligten die Augen des Mädchens, in ihnen strahlte ein schon längst aus ihnen entschwundener Glanz. Sie legte die linke Hand unter die wallende Brust, hob die rechte empor und sagte ernst: „so wahr mir Gott helfe, mein Fuß hat in der Liebe zu dem Erbprinzen nicht gestrauchelt. Rein blieb mein Herz von jeder Sünde, das schwöre ich Dir bei dem Namen des Allmächtigen. Sind diese Wangen bleich geworden,“ fuhr sie mit erhöhter Begeisterung fort: „so haben sie diese Farbe durch die Theilnahme meiner Verwandten und Freunde erhalten. Glaubst Du nicht, mein Vater, daß ich wie von tausend Dolchen durchbohrt mich fühle, wenn ich sehe, wie jene, die im Geheimen der Sünde sich ergeben, oder die, denen bloß die Gelegenheit dazu fehlt, nur bemüht sind, mir Verachtung zu zeigen, die ich nicht verdiene! Was that ich denn allen diesen, daß sie bereit sind, sich zu meinen Richtern zu ernennen? Nichts! als daß ich verschmähte, die Hand des Assessors anzunehmen, weil mein Herz für einen Andern schlug? Aber freilich,“ fuhr sie bitter fort: „hat dieser das Prädicat ein Hochgeborener zu sein, und einen Rang in der socialen Kette einzunehmen, deren Glieder ihn sehr oft beengen. Und nun mein Vater, da sein Bild jetzt lebhaft vor meinen Augen steht, öffne sein Schreiben und gib Ruhe meinen Herzen.“

W — g, Juli 1850.

Erbprinz Adomar von L. an
Valerie Lübeck!

„Wenn die rosigten Blüten der Liebe dem

liebenden Manne sich zuneigen, wenn der schäumende Becher der Sehnsucht für eine kommende Zeit ihm entgegenblinkt, wenn das Herz, in dem Zauber der Liebe befangen, alles um sich in dem täuschenden Gewande der Hoffnung erkennt; dann achtet er nicht der dunklen Wolke, die an dem Himmel seiner Liebe heraufzieht, er vernimmt nicht das Nahen des brausenden Orkans, der sich ihm kündet durch ein leises, dann stärkeres Rauschen in der Bäume Wimpfel.

Valerie! als ich Dich, Du engelgleiches Wesen, erblickte, erwachte in mir ein bis dahin unbekanntes Gefühl. In Deiner Nähe fühlte ich eine Seligkeit mein Herz durchdringen, die reines Ursprungs war. Die Stimme meiner Brust sagte mir, daß bis dahin die wahre Liebe in derselben nicht einge- zogen war, und daß durch Dich ich des Lebens Höchstes erkennen sollte.

In diesem Gefühl versanken alle die Fesseln, mit denen das Leben mich umgeben hatte. Nur ein Gedanke lebte in meiner Brust: Dich, Du holde Rose für den Garten meines Lebens durch Liebe zu gewinnen, damit der Schmelz Deiner Blüthe mein Herz erstarke, wenn die drückende Kette meines hohen Standes dasselbe verletzete.

O, was glaubt ein Mann nicht Alles, wenn er liebt!

Stark, wie ein Heros der Vorzeit, wählte ich alle Hindernisse durch die Kraft der Liebe bestiegen zu können; ich fühlte in mir den Muth allen Vorurtheilen meiner hohen Geburt entgegen zu treten! und vergaß in dem von mir geträumten Glück, daß wir in der Nähe eines Thrones Gebornen nur bloß den Schatten eines freien Willens kennen dürfen.

Ja, Valerie! Mädchen meines Herzens, deren Bild mit unauslösllichem Zauber in demselben wohnt, vernimm: daß Deinem Adomar in dem Augenblick, da ich an der Brust meines fürstlichen Vaters um die Gewährung bat, Dich meine Gattin nennen zu können, dieser mit weicher milder Stimme, wie ich sie nie von ihm vernommen, mir die Unmöglichkeit darstellte, Dich, als meine Gattin, meinen Unterthanen zu nennen; sondern für das Wohl unseres Landes, unsrer Unterthanen um die Hand der ältesten Tochter des benachbarten Fürstenthums der Prinzessin E—l anhalten müsse, da die Poli-

tik unseres Landes diese Verbindung als unablässlich bedinge.

Valerie, wirst Du an mir, an meiner Liebe zweifeln, wenn die Kunde zu Dir langt: daß ich, wenn auch mit namenlosem Schmerz, aber doch, den Worten und Ermahnungen meines Vaters nachgab, und dem Cabinet kaum die nöthigen Schritte zu dieser Verlobung einzuleiten ein Hinderniß mehr entgegenstellte? Wirst Du mich verdammen?

Vergieb, geliebtes Mädchen, daß ich die Dornen der Gegenwart in Dein Herz einsenke, vergieb, daß ich Deinen Himmel trübe, verdamme nicht meinen Namen aus Deiner Brust. Glaube, wie Du an ein höheres Wesen glaubst, daß ich nur mit Todes- schmerzen in meiner Brust mich von Dir trenne.

Bedauere mich, daß ich, während Dein holdes Bild von allem Zauber der Liebe umgeben in mir wohnt, an der Seite einer ungeliebten Gemahlin in einem öden, kalten Leben entgegen gehe.

Würde nur wenigstens dieses letzte Erdenglück mir zu Theil, daß Dir, meiner einzigen Seligkeit hienieden, das Leben seine Rosen reichete! Müßte ich aber den Vorwurf in mir aufnehmen, daß ich durch das Nahen Deinem Zauberkreise alle Blüthen demselben gebrochen hätte, dann würde eine Giftpflanze in mein Herz sich einsenken, deren Wurzeln alle edleren Kräfte meines Geistes aufnehmen würde.

Gieb mir ein Zeichen, daß Du mir verzeihst! Lebwohl, meine ewig geliebte Valerie."

„Erbprinz Adomar von E.“

Als der Kommerzienrath mit dem Inhalt des Schreibens geendet, richtete er den Blick auf Valerie. Diese sah wie eine Statue von Marmor ohne Leben neben ihm, der Athem schien ihrer Brust zu fehlen, denn nur zuweilen hob sich dieselbe. Ein krampfhaftes Zittern ihrer Lippen ließ den besorgten Vater ahnen, wie ihre Nerven erschüttert waren, und das glanzlose Auge sah ihn wie erstarrt an.

„Ermanne Dich, meine Tochter, hob sanft der Vater an: „räume dem tiefen Schmerz, der Dich durchzittert, nicht eine so mächtige Gewalt über Dich ein. Sei stark, mein gutes Kind, in dem Glauben an Gottes Vatergüte, wenn auch sein weiser Rathschluß alle Keime Deiner Hoffnung bricht.“ —

Mit einem unaussprechlichen Blick sah Valerie den Vater an, dann faltete sie ihre Hände und sagte,

während sie das thränenlose Auge zu dem Himmel emporhob, leise:

Ja! schön war mir die Hoffnung aufgegangen,
Der Liebe Knospen neigten sich zu mir!
Da kommt ein Wetterstrahl aus heitrem Himmel,
Und füllt die Blüthen, eh' sie aufgeblüht."

Sie verhüllte nach diesen ausgesprochenen Worten das bleiche Antlitz mit ihrem Taschentuch und lehnte, um ihren Schmerz vor ihrem Vater zu verbergen, dasselbe in die Kissen des Divans. Eine lautlose Stille herrschte in dem Gemach. Kein Athemzug der beiden in demselben anwesenden Personen war vernehmbar; es schien, als wenn abgesehiedene Geister die leblosen Hüllen in diesem Raum zurück gelassen hätten, so eine Stille des Todes herrschte in dem Zimmer. Nichts störte die in Erstarren des Todes Versunkenen, nicht das laute Geräusch in dem Vorzimmer und rasche Hereintreten eines Mannes in das Gemach, nicht der Angstruf des jungen Lübeck: „Vater! Valerie! um Gottes Willen, was ist hier vorgefallen?“

Zu ihren Ohren drang nicht dieser Schrei des Schmerzes. Der junge Lübeck riß hastig an der Klingelschnur damit ihm Hülfe würde. Der herbeigerufene Domestique half den Vater schnell auf sein Lager bringen, während das Mädchen von Valerie emsig bemüht war, ihre Gebieterin in das Leben zurückzurufen.

Der herbeigerufene Arzt sagte dem tieferschütterten jungen Mann, daß ein Nervenschlag seinem Vater bereits die linke Seite gelähmt hätte, und ehe die Sonne noch in des Meeres kühles Bett sich senke, sei sein Geist ein Bewohner der Geisterwelt. Als der Arzt, ein Freund des Hauses, an Valerians Lager trat, konnte er ein hohes Gefühl der Theilnahme nicht unterdrücken; als er, bleich wie ein Bild des Todes, das schöne Mädchen mit geschlossenen Augen vor sich sah, und als er die auf ihm forschend ruhenden Augen des tief ergriffenen Sohnes und Bruders wahrnahm, hob er tröstend an: „mein Ausspruch an diesem Lager ist erhebender, als bei meinem langjährigen treuen Freunde, ihrem Vater. Valerians Geist ist noch in tiefer Ohnmacht versunken, die aber hoffentlich den angewandten Medicamenten weichen wird. Ob Folgen, und welche daraus sich entwickeln werden, kann ich als ein Sterblicher noch nicht sagen.

So gern ich auch meine Zeit dieser bleichen Rose weihen wollte, so bin ich doch nicht Herr derselben, und bitte Sie, Ihren künftigen Schwager, den Doktor Reinhard zu ersuchen, statt meiner diesen Theuren seine Kunst zu weihen, und mich durch seine Hilfe zu unterstützen.“ Der Doktor Reinhard erfüllte die Bitte seines Freundes. Und war in kurzer Zeit in das Haus der Trauer, in das Sterbe- und Krankenzimmer eingetreten.

Sobald er den Puls des Kommerzienrathes gefühlt hatte, sprach er weich: „Wilhelm, ermanne Dich! zeige Deinem sterbenden Vater, wenn er die Augen noch einmal aufschlagen sollte, einen erhebenden Trost in Deinem Anblick, und sei ein Mann in Deinem Schmerz. Bleibe an seinem Lager, ich eile zu Valerien.“

Als er sich der Thür näherte, hörte er Valerie mit dem Accent der Spannung laut sagen: „Er kommt!“

Rasch öffnete er. Valerie saß aufgerichtet auf ihrem Lager, ihre Augen, aus denen des Fiebers unheimliche Gluth hervorleuchtete, auf die Thür gerichtet, und als sie ihn erblickte, mit dem Wohl laut eines gebrochenen Herzens zurücksank, und in hohem Schmerz ausrief: „Er ist es nicht!“

Der Doktor trat an das Lager heran, erfaßte die Hand, die fiebrisch in der Seinen zuckte, bog die Kopfkissen des Lagers zurück, um in das Auge der Erkrankten sehen zu können. Nur einmal war es ihm vergönnt in das unstät rollende Auge des Mädchens blicken zu können, doch dies war hinreichend, um ihn von dem Umstand Valerians die nöthige Kenntniß zu reichen. Er verordnete vor allem Ruhe und Stille in dem Zimmer der Kranken und ging dann zu dem jungen Lübeck zurück. Dieser saß dicht an dem Bett seines Vaters, der aus seinem Todesschlaf noch einmal erwacht war, nur dem Sohne die Schwester dringend an sein Herz zu legen, und in seine schon erkaltete Hand das Versprechen abzugeben, Valerie als ein liebender Bruder auf ihrem einsamen Wege zu beschützen.

„Ich schwöre Dir dies, bei der Heiligkeit dieser Stunde,“ erwiderte der junge Mann und hob seine Hand empor.

„Habe Dank, mein Sohn, für dies weiche Kissen zu meinem letzten Ruhelager, Du machst mir

dadurch das Scheiden leicht.“ Er sank bei diesen Worten zurück. In diesem Augenblicke trat der Doktor Reinhard an sein Bette. Ein Blick in das Auge des Sterbenden sagte dem Arzt, daß seine Sanduhr bald abgelaufen sei. Er faßte des alten Herrn Hand, und sagte, als er sah, daß dessen Augen ängstlich auf ihn gerichtet waren: „wünschen Sie Etwas von mir?“

„Den Brief!“ sagte ängstlich der Sterbende.

„Hier ist er, mein Vater!“ mit diesen Worten legte Herr Lübeck den Brief des Erbprinzen auf die Decke des Lagers.

Der Sterbende nahm denselben, hielt ihn einen Augenblick in seiner matten Hand, dann überzog ein seliges Lächeln das schon halb gebrochene Auge desselben, er übergab ihm dann den Doktor und sagte leise: „Valerie, die in ihrer Brust den Engel des Friedens sich erhalten hat, hat mit den Blüthen eines kurzen Frühlings den Wahn genährt: als könne das Gefühl der Liebe den Standesunterschied vernichten. Wohl ihr, daß keine Dornen einer ewigen Reue dieser Wahn ihr reicht! Schreiben Sie dem Erbprinzen, daß wir ihm verzeihen. Er ist ein Staubgeborener, trotz seiner hohen Geburt, darum dem Irrthum unterworfen. Bleiben Sie der Freund von Valerien.“

„Ich bleibe ihr treuester Freund!“ war sein feierliches Gelöbniß.

Nach einem kurzen leichten Kampf entwand sich sein Geist seiner sterblichen Hülle.

12.

Es war ihr Hoffen — ihre Freud' und Lieb'.
Byron.

An Valerians Geiste, der mit der Macht der wildesten Phantasien rang, gingen die Scenen des Todes, die die letzten irdischen Stunden ihres Vaters hervorriefen, unbemerkt vorüber.

Als das Hallen des Glockengeläutes dem Verstorbenen das letzte Geleit zu der Stätte des ewigen Schlummers gab, horchte sie in den Fesseln des hitzigsten Nervenfiebers auf jedes Geräusch, das sich

vernehmen ließ. Von diesem dann erregt, rief sie mit wilder, jubelnder Stimme: „Er kommt!“

Nichts konnte die Macht des Fiebers bannen, als nur die Stimme des Doktors. Diese war allein hinreichend, aus den wildesten Phantasien sie zu erwecken. Vernahm sie den Laut desselben, dann fragte sie mit solch jubelnder Stimme, daß dem Doktor das Herz in der Brust erstarrte: „Kommt er?“

So verging Woche auf Woche. Schon fingen die Bäume an, in das herbstliche Gewand sich zu kleiden, als eines Morgens Valerie mit vollem Bewußtsein erwachte, und erstaunt umhersah, als sie eine Dame, in einen Mantel gehüllt, schlafend an ihrem Lager auf einem Fauteuil erblickte. Sie wollte sich in die Höhe richten, doch bei diesem Versuch rückte sie an das kleine Tischchen, worauf die Gläser und Medizinflaschen des Gebrauches harrten, und von diesem Geräusch erweckt, sprang die Dame, in der Valerie ihre Freundin Elfriede Leiner erkannte, rasch empor und rief jubelnd: „Valerie!“

„Ich war wohl krank, recht krank?“ fragte sie leise, während sie die Hand an die Stirne legte, als ob sie sich besinnen wollte: „mir ist es wie in einem Traum, als wenn ich Dich oft, und mit Thränen an meinem Lager gesehen hätte.“

„Das warst Du, meine Valerie! Doch Gott sei Dank, der unser Gebet erhörte, und Dich uns wieder gab. Aber laß mich schnell Deinen Bruder und den Doktor Reinhard von Deinem Erwachen in Kenntniß setzen.“

Mit tiefer Rührung nahte der Bruder, und der Doktor dem aus des Todes Banden erretteten Mädchen. Die innige Liebe, mit der sie von allen, und auch von ihrem Vormunde dem Hofrath Leiner und der Braut ihres Bruders, der sanften Bertholde gepflegt wurde, trug viel zu ihrer Genesung bei. An einem schönen Septembertage, als der Doktor Reinhard sie zu einem unerläßlichen Gespräch für erstarkt erklärt hatte, saß sie als das freundliche Bild einer weißen Rose an dem Fenster, und sah wie träumend zu demselben hinaus. Es mochte wohl eine trübe Erinnerung sie beschleichen, denn das schöne Auge schimmerte in einem feuchten Glanz. Sie vernahm ein lautes Geräusch im Vorzimmer. Ihre Blicke wandten sich nach dem Eingang des Zimmers, und sie erhob sich von ihrem Sitz und

ging mit Anmuth dem erblickenden Hofrath Leiner entgegen.

„Guten Morgen, mein liebes Mädchen!“ Mit diesen Worten faßte er sie unter dem Arm und führte sie dem Sopha zu. „Wie geht es, mein Herzchen?“

„Ich danke, Herr Hofrath, für Ihre Güte, die Sie mir weihen, und versichere Sie, daß ich mich körperlich immer mehr genesen erkenne.“

„Na, das ist mir recht lieb, mein Kind. Wissen Sie, liebe Valerie, daß ich den Reinhard aufgefordert habe, Ihnen keine lateinische Küche mehr zu verordnen, sondern mit Ihrer weitere Genesung anzuvertrauen? Nehmen Sie mich als ihren Arzt an? fragte der Hofrath weich, indem er das Mädchen in seine Arme schloß und einen Kuß auf ihre reine Stirne drückte.

„Von Herzen gern,“ sagte mit den hervorbrechenden Thränen kämpfend Valerie.

„Ich will Sie zwar nicht der vollkommenen Genesung durch die Kunst der lateinischen Recepte, auch nicht durch Homöopathie, am allerwenigsten aber durch Priesniskische Prinzipien entgegenführen. Denn nicht wahr, meine holde Pflgetochter, Ruhe des Geistes, der Friede unseres Herzens kann nur da hervorgerufen werden, wo die Außenwelt uns einen Frieden zeigt, wo die Harmonie des Ganzen, wo die Natur, als ewig treue Mutter, dem kranken matten Kinde zuruft: „erhebe Deinen Blick zu dem unendlichen Himmelsdome, und von ihm, der keinen Halm einer Flur in dem kalten starren Winter erfrieren läßt, der die Keime der Bäume behütet, wenn sie lautlos dem Ungemach, der kalten Nächte des Frostes, preisgegeben sind, komme die Hoffnung in Deine Brust, daß auch Dir aus der Nacht, die Dich jetzt umgiebt, herrlichere Tage des Frühlings noch entgegentagen!“ Während dieser Worte flossen unaufhaltsam Thränen von Valeriens Wangen. Dem Hofrath, obwohl kein Freund von Thränen, waren diese doch eine höchst angenehme Erscheinung, weil sie die Rinde immer mehr von Valeriens Herzen entfernten. Er fuhr, um ihren Geist zu erheben, in heiterer Weise fort: „wissen Sie Kind, was ich für Sie in Retto habe?“ Valerie sah ihn erstaunt an, dann schüttelte sie leise das Haupt.

„Ich will aus dieser beengenden Sphäre Sie entfernen. Sie sollen mit mir zu meinem Herzens-

freunde, dem Herrn v. Wylny, in das freundliche Gebirgsdorf A—f. Die liebliche junge Frau v. Lubzinska wird Sie mit Freuden an ihrem häuslichem Heerde begrüßen; und während dieselbe die Häuslichkeit besorgt, besuchen Sie, im Geleit des Lubzinska, die Berge. Die Luft derselben wird Sie stärken und den blassen Wangen ein sanftes Roth anhauchen.“ Lebhaft blizten die Augen Valeriens, und sie sagte: „haben Sie Dank für Ihre Liebe; ja ich reise von Herzen gern.“

Schnell wurden die Anstalten getroffen. Nach wenig Tagen reiste Valerie im Geleit des Hofraths in das Hochgebirge.

Mit der innigsten Liebe wurden die Ankommenden empfangen. Nur wenige Tage weilte der Hofrath in diesem trautem Kreise, doch auch diese waren hinreichend ihm erkennen zu lassen, daß Valeriens Augen einen helleren Glanz gewannen.

Die sanfte Anmuth Ludmilla's, das häusliche Glück der Gatten wirkten wohlthätig auf den Geist Valeriens.

Allmählich schwanden die Nebel, die dieselben bis dahin umhüllt hatten, und sie erkannte, während ein höherer Friede in ihrer Brust einzog, mit herbem Schmerz: daß die Schönheit der Frauen, wenn sie bloß in vergänglichem äußeren Reiz besteht, keinen Frieden ihr geben, noch um sich verbreiten können. Daß nur anmuthiges Benehmen in dem engen Kreis, den eine höhere Hand uns angewiesen, die treueste, sanfteste Erfüllung der Pflichten der Gattin, der Jungfrau die Hochachtung sichern kann, die die unerläßliche Forderung zu dem Glück eines feinfühlenden weiblichen Gemüthes ist.

Sie erkannte die Hand der ewigen Vorsehung in den Gänge ihres Lebens. Ihr scharf geläuterter Geist ließ sie erkennen, warum der Allmächtige sie so, und nicht anders geführt hatte. In ihrer Seele reifte der Entschluß; sie gelobte es sich bei dem Andenken an ihren Vater: „fortan nur das Ziel vor Augen zu haben, an der Erstarkung ihres Geistes alle Kräfte zu üben, und so der Welt zu zeigen: daß sie zwar nach einem hohen Ziel gestrebt, aber dessen nicht unwürdig gewesen wäre.“

Nur wenige Wochen war Valerie in dem gastlichem Hause des Herrn v. Wylny, als die Rosen auf ihren Wangen wieder erblühten, ihr

Gang wieder in einen leichten schwebenden sich verwandelte.

Sie saßen an einem Nachmittage unter dem Portal und tranken in dem frohen Kreis eine Tasse Thee, als die Botenfrau die eingegangnen Briefe und Zeitungen aus der nächsten Stadt überbrachte. Ein Brief an Valerie war dabei. Rasch öffnete diese denselben, und theilte dann den Freunden freudig mit, daß Ihr Bruder und der Doctor an einem Tage das Fest ihrer Verbindung gefeiert hatten. Aufblickend sah sie zu ihrem Erstaunen, daß Lubmilla bleich geworden war, und Herr v. Lubzynska ganz gegen seine Gewohnheit die Zeitungen bei Seite gelegt hatte.

Eine Ahnung zog wie ein Blitz durch ihre Seele. Mit einem schmerzlichem Lächeln reichte sie der Freundin die Hand und sagte: „habe Dank für deine Theilnahme, sie thut meinem Herzen wohl. Doch bin ich genesen von meinem geistigen Schmerz, darum bitte ich, lieber Freund, lesen Sie mir die Vermählung des Erbprinzen Adomar v. L. mit der Prinzessin E — e immer vor; denn diese wollen Sie gewiß in Ihrer Sorge vor mir verbergen; ich habe für das Wohl Beider die innigsten Wünsche.“ Wenn auch ein leises Beben ihrer Lippen zeigte, daß sie für den Schmerz noch nicht unempfänglich war, so zeigte doch ihre Haltung, daß sie dessen Herr geworden.

Als die Novemberstürme von den Bergen das Thal umbrausten, und Herrn v. Wylny durch die unermüdetste Fürsorge seiner Freunde die Versicherung zuzuging: daß seine Naturalisation in Preußen für jede Auslieferung an Rußland ihn nun schütze, fuhren an einem Abend von dem Freiburger Bahnhof zwei Droschken weg und hielten vor einem freundlichen Hause in der Lauenzien-Straße, dessen innere Räume beim Oeffnen der Hausthüre von bunten Lampen erhellt waren.

„Willkommen! willkommen!“ tönte es von allen Seiten den Ankommenden entgegen.

In tiefer Rührung hielt der Kaufmann Lübeck seine Schwester in seinem Arme, und konnte nicht genug staunen, welche Veränderung in ihren Aeußeren die wenigen Wochen hervorgerufen habe. Wortlos sank Valerie in des Hofraths Arme, und, eh er es sich versah, hatte sie auf seine Hand einen Kuß gedrückt.

„Wettermädel“ hob er an: „Du willst mir wohl meine Autorität, die ich von Dir in Anspruch nehme, damit berücken?“ er sagte dies im Humor, während sein Auge einen feuchten Glanz bewahrte.

Wenn Valerie in früherer Zeit durch Ihre Schönheit ihre Freunde gefesselt hatte, so war es jetzt ihre Anmuth, die ihr die Liebe derselben gewann. Auf den Wunsch ihres Bruders, besuchte sie im Geleit seiner Frau und ihm alle frühern Kreise ihrer Freunde. Fern von allem Hochmuth, mit der größten Bescheidenheit trat sie dort auf, und wurde selbst von ihren früheren Richterinnen freundlich aufgenommen. Auf sie machte dies keinen Eindruck. Nur als der Assessor sie in dem Hause ihres Bruders begrüßte, mußte sie alle Kraft des Geistes zusammen nehmen, um nicht zu zeigen, wie sein Wiedersehen sie berühre.

Als der Bruder einst im traulichen Gespräch darauf hindeutete, wie er den Wunsch in sich nähre, sie einst als die Gattin eines braven Mannes glücklich zu sehen; antwortete sie ihm zärtlich die Hand reichend: „gönne mir einen Platz in Deinem Herzen, Deinem Hause: das Leben ist ein Traum. Ich habe ausgeträumt!“

Der ruhelose Fischer.

Sage aus der sächsisch-böhmischen Schweiz.

(Schluß.)

Da kam die Nacht heran, nicht die milde, trostreiche, welche die Thränen der Leidenden trocknet und die Wunden der Blutenden schließt, sondern jene finstre, welche Gedanken und Thaten, schwarz wie sie selbst, gebiert; jene Nacht, in der die Bösen den Raubthieren gleich, frei aufathmen und erstarken und nicht mehr fürchten das richtende Auge des Lichtes. In diesen Augenblicken war er entschlossen, nicht das Gute, wohl aber das Böse zu thun, und nur noch im Zweifel, wie er die Sündenthat ausüben sollte.

Da er so seine Seele der Verlockung hingegen geben hatte, schwieg der Ausruf nach Blut; es ward stille um ihn und er malte sich die Tage der Zukunft in Liebeslust und schwelgerischer Freude aus. Noch einmal trat die Warnung zu ihm; es lich-

tete in seinem Gemache; vor seinem Lager stand eine von einem grauen Gewande umhüllte Gestalt; er sah aus dem wallenden Kleide die nackten Füße vortreten, sah die Formen des schlanken Körpers, sah den Arm drohend und warnend gegen ihn ausgestreckt, aber wie er die Blicke höher erhob, war die Erscheinung ohne Haupt; doch regte und bewegte sich dieselbe und schritt auf ihn zu, und er erkannte in dem Schauerwesen jenes Steinbild, das er im tiefen See erblickt hatte. Utschuk war nun schon in der Sünde erkräftigt, ihn schreckte nicht mehr das Einschreiten der Geisterwelt, eine drohende Lasterung fluchte er der Warnerin entgegen; alsobald erzitterte sie, und verdämmerte wie ein schwindender Lichtstrahl und nur ein leiser Klageruf war noch in der Ferne hörbar. Utschuk lächelte im wahnsinnigen Stolze, schon wähnte er der Gebieter der Geisterwelt zu sein.

Als er abermals dem Fels nahte, fand er das Gebild seiner Sündenliebe nicht mehr auf der Steinkuppe, die Klippe war aus dem See hervorgewachsen und der zitternde Schein des Mondes zeigte ihm unter dem Wasser den Fels als ein riesiges Menschenhaupt mit häßlichen grauenvollen Zügen. Wie abschreckend dieses Steinantlitz auch war, so glich es doch jenem schönen Wesen, das ihn zur Unthat verlockte. Er achtete dessen nicht, sondern umfuhr in Hast den Fels, hoffend die Geliebte zu gewahren. Fruchtlos blieb sein Mühen und über ihn kam der innere Unfriede, der ewige Begleiter der Bösen, und klagte ihn des Mordes jener Unglücklichen an; er wähnte sie todt, die er hätte retten können. Wie diese Selbstanklage immer lauter in seinem Innern erstand, heulte er die Flüche und Verwünschungen gegen sich selbst in die stumme Nacht hinein; so wie diese Lasterlaute erhallten, rauschte es auf dem sich senkenden Felsen und Utschuk erblickte all dort eine Gestalt. Aber diese war nicht mehr die Erwartete, die Ersehnte; ein leichenhaftes, tief gefurchtes Antlitz starrte mit erloschenen Blicken nach ihm und stöhnte: „gieb mir Blut!“ „Du bist es?“ rief der Fischer erstaunt, als er die bekannte Stimme vernahm. — „Ich bin es,“ grollte es ihm zurück, „so weit hat mich deine Härte gebracht!“ und wieder flehte sie: „gieb mir Genesung, gieb mir ihr Blut!“ Es bedurfte dieses Aufrufes nun nicht mehr, denn in

dem Herzen des ihr Verfallenen hauste schon die ganze Macht der Sünde, und er erwiderte nur zagend: „ich werde nicht den Muth haben, das Blut der Armen zu vergießen.“ Wieder zuckte der Hohn im Auge des Leichenbildes und es erwiderte: „nicht du sollst es thun! ich will dir meine Boten geben, sie werden ihr Werk vollbringen und sie sanft einwiegen.“ — Der Fischer fragte: „wer sind diese Boten?“ — „Du wirst sie finden,“ ward ihm die Antwort, „wenn du hin zur Blumeninsel steuerst. Säume nicht länger, eile! daß ich genesen. Eile aber auch von hinnen, denn nahe ist der Mond seinem Untergange.“ Utschuk gehorchte und ruderte zurück zu seinem Felsenhorste.

In seinem Gemache war es stille, kein gespenstiger Laut ließ sich mehr hören; doch gegen Mitternacht leuchtete es wieder vor seinem Lager und das hauptlose Steinbild hob wieder warnend Arm und Finger gegen ihn empor; aber er kannte ja schon die Gewalt, welche die Erscheinung bannen konnte: wilde Flüche und Lasterungen entstürmten seinen Lippen und wie das erstemal entwand die Warnerin mit schmerzlichem Klageruf. Er entschlief unter den alltäglichen Fieberschauern und träumte von einem goldenen Prachtsschlosse, in welchem er auf demantnem Throne als Herrscher der Geister und der Menschen saß.

Wie er erwachte und die wärmende Sonne suchen wollte, landeten eben die Wärter und Priester des heiligen Haines; sie schalteten Utschuk und tadelten ihn hart, daß er seine Pflicht versäume; denn verdorrt waren die Kränze und Blumen vor den Götterbildern und er hatte keine neuen Opfer spenden von der Blumeninsel herbeigeführt. Dem Bethörten that dieser Vorwurf wohl, denn nun hatte er einen Vorwand, sich der verlassenen und vernachlässigten Jama zu nahen. So wie die Priester seinen Fels verließen, nahm er seine Ruder, um die Fahrt zu beginnen, und er zögerte nur noch, weil er glaubte, die Boten, welche den Blutraub üben sollten, würden erscheinen; aber nichts zeigte sich, kein Kahn nahte aus der Ferne und seine Felsstätte war wie immer verödet.

Da schritt er endlich zum Strande, sinnend, wie er die einst Geliebte täuschen, und welchen Vorwand er für seine lange Abwesenheit erheucheln konnte. Als er nun in das Boot trat, gewahrte

er auf dem Schnabel desselben zwei häßliche Unge-
thüme sitzen, halb dem Vogel, halb dem Nagethiere
angehörend, hatten die breiten flachen Köpfe dennoch
Menschenähnlichkeit. Das häßliche graue Gezücht
hatte die Augen geschlossen, das Gefieder gesenkt,
als könne es nicht das Licht des Tages ertragen.
Das Ruder wurde schwer in des Fischers Hand
und das Haar seines Hauptes sträubte sich empor;
dies waren die schaurigen Boten; diesen gräßlichen
Mißgestalten sollte er die Schuldlose überantworten.

Noch einmal übte das Gewissen sein heiliges
Recht und mahnte ihn zur Rückkehr zum Guten,
und von der stillen Blütheninsel tönten ihm jetzt
sanfte, nie gehörte Laute entgegen; es war nicht
Menschenfang und doch klang es so weich, so schön
und so schmerzlich. Auf dem Laubgezweige, wel-
ches Jama's Hütte umschattete, saß ein kleines un-
scheinbares Vöglein und sang zu den Höhen hinauf.
Ihr kennt ja alle wohl den kleinen Zauberfänger,
dessen Laute so wunderbar das Herz ergreifen und
in der Menschenbrust ein unbekanntes Sehnen,
einen heiligen Schmerz aufrufen? Weicher und
menschlicher schlug es bei diesen Tönen in des
Sünders verhärteter Brust und es war ihm, als
ob er beten müsse. Doch in demselben Augenblick
erschlossen die gefiederten Ungeheuer ihre Augen,
rauschten mit schwerem Flügelschlage empor und
schossen auf den kleinen Sänger von der Höhe
nieder. Das blutende Vöglein fiel gemordet herab,
und auf des Hüttchens Schornstein saßen die Un-
holde und stierten mit den Feuersternen ihrer ge-
blendeten Augen in Jama's Wohnung nieder.
Diese aber trat über die Schwelle und stand bebend
und zitternd dem Treulosen gegenüber. Der Schuld-
beladene fürchtete ihre Vorwürfe; aber die wahre
Liebe vermag ja nichts weiter als vergeben. Sie
sah seine blasse Wange, sein hohles unstättes Auge,
seine fieberbebende Gestalt, und das innigste Mit-
leid gesellte sich der Liebe bei. „Du bist krank ge-
wesen, Du Armer,“ weinte sie, „und ich habe mich
schon an Dir versündigt, und an Deiner Treue, Dei-
ner Liebe zu zweifeln gewagt;“ und sie bat ihn
nun um Verzeihung wegen dessen, was sie an ihm
verschuldet, und wußte nicht, wie rein sie selbst und
wie Sündebelastet er war. Sie führte ihn in ihr
Gemach, zwang ihn auf das weiche Lager nieder,
trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirn,

suchte seine Hände an ihrem Herzen zu erwärmen
und labte ihn mit all' dem, was ihre Armuth
spenden konnte. Sie litt nicht, daß er sich mühte,
und trug ihm die Dpferblumen selbst in das Boot;
dann saß sie wieder bei ihm, lächelte, weinte, und
war unter Thränen, unter Lächeln gleich glücklich,
gleich selig. Von Stunde zu Stunde, von Augen-
blick zu Augenblick erbettelte sie von ihm einen
längern Aufenthalt, und als er endlich schied, suchte
sie ihren Schmerz zu verbergen, um ihm nicht
weh zu thun, und sprach im frommen Vertrauen:
„Du wirst gewiß bald ganz genesen, denn ich werde
innig für Dich beten.“ Mit der Hölle Gluthen in
seiner Brust wand sich Uerschuk aus ihren Armen,
und wie er auf dem See noch einmal den Blick
wandte, sah er die Geliebte am Strande knien,
das thränenfeuchte Auge, die ausgebreiteten Arme
nach ihm gewandt; aber auf dem Dache saßen die
grauen Mißgestalten, in dem dunkelnden Abend
noch ungleich gräßlicher, als vorher, und die Schwe-
felammen ihrer Augen blühten auf die Betrogene
nieder.

Ein schöner Traum täuschte die Arme; sie
lag auf weichem Moose, an ihrer Brust glühte eine
Rose, dunkler und schöner als die ihrer Insel, auf
der von der Morgensonne bestrahlten See nahte der
Kahn mit ihrem Geliebten; er war wieder gesun-
det, seine Wange geröthet, sein Auge hell und klar,
und er lächelte ihr liebend entgegen, wie in ver-
gangenen Tagen. Trotz der Seligkeit, welche ihren
Schlummer verklärte, war ihr dennoch, als ob sie
ein leises Weh empfände, dort, wo die Rose duf-
tete, und als ob sie sich empor kämpfen müßte,
um einem drohenden Unheil entgegen zu treten;
aber dann fächelte es um ihre Haupt mit sanftem
Flügelschlage, und fester nahm sie der Traumgott
in seine Arme und gaukelte ihr immer neue Bilder
vor. Doch plötzlich fühlte sie sich aufgeschreckt aus
dem räthselhaften Doppelsein; eine kalte Hand be-
rührte ihre Stirne; sie schlug die Augen auf, da
erhoben sich von ihrem Lager zwei graue Unge-
stalten und schwebten zu der Höhe des Rauchfanges
empor: vor ihrem Lager stand eine Jungfrau in
grauem faltigem Gewande mit einem Antlitz gar
hold und mild, das aber von entsetzlicher Leichen-
blässe bedeckt war; und was im Traume ihr als
dunkle Rose erschienen, war ihr eignes Herzblut,

das ihrer Brust entfloß; doch schloß sich die Wunde, so wie die blasse Jungfrau ihre kalte Hand auf dieselbe legte. Nun lichtete das wirkliche Morgenroth in's Gemach und in dessen Purpurschimmer entschwebte die rettende Erscheinung. Als Jama nun von dem Lager sich erhob, fühlte sie sich ungewöhnlich schwach und aller Kraft beraubt; langsam schlich sie in's Freie, um ihre Blumen zu begrüßen; der kurze Weg zum Strande hatte sie bis zum Tode ermüdet, und da sie in den klaren Spiegel des Sees schaute, sah sie ihre Wange blaß wie das Antlitz der Jungfrau, von der sie aus dem gefährlichen Schlummer geweckt worden.

Er aber, der Falsche, war von dannen gezogen und, noch eh' der Abend völlig dunkelte, landete er am Gestade des heiligen Haines. Die Priester harrten seiner mit Ungeduld und standen bereit, den Schmuck der Götter in Empfang zu nehmen; aber so wie Urshuk die Kränze und bunten Blüten berührte, um sie den Priestern entgegen zu reichen, erblichen und verwelkten die duftenden Sprossen der Erde. Als die Priester dies gewahrten, wichen sie scheu vor ihm zurück und riefen ihm zürnend zu: „hebe Dich von uns, unreiner! und wage nimmer und nimmer die geheiligten Ufer wieder zu betreten: denn von den Göttern bist Du verflucht und ausgestoßen, weil Alles unter Deiner Hand verdorrt und dahin stirbt.“ Die Wärter und Diener hoben und schleuderten Steine gegen ihn und zwangen ihn so die Ufer flüchtig zu verlassen und in den tiefen See zu stoßen.

Mit dem finstern Groll im Busen ruderte der Fischer nun gegen den Fels des Fluches; die Nacht war schon tief eingebrochen, als er in dessen Nähe kam; nicht hoffte er mehr, dort die Geliebte noch zu finden; aber er betrog sich. Auf dem Felsen stand das herrliche Weib, wiedergeboren in Jugend und Schönheit; die Wange geröthet, das Auge voll Lust und Leben; statt des bleichen Sterbekleides umhüllte sie nun der Purpur, und in ihrem glänzend schwarzen Haare blinkte das Gold und der leuchtende Edelstein. Geblendet von dieser zauberhaften Verwandlung, wagte Urshuk nicht den Felsen zu betreten, der heute sich wieder höher als gewöhnlich aus dem gesunkenen See erhob. Aber sie lächelte ihm freundlich entgegen, streckte die Arme sehnsüchtig nach ihm aus und rief: „komm zu mir mein

Retter, daß ich Dir danke, Dir lohne Deine Liebe!“ Weiche Arme zogen ihn empor und drückten ihn an eine heiß glühende Brust. Unter ihren Küffen, unter ihrem Kosen erwärmte auch Urshuks kaltes Blut und siedete in heißen Gluthen auf. Die Nacht schattete über dem Bund der Sünde; der Morgen brach an, der Tag kam und schwand, und wieder nahte der Abend; der im Wahnsinn des Glückes Befangene bemerkte den Gang der Zeit nicht. Aber der Rausch der Sünde währt nur kurz und seinem Ernüchtern folgt die Hölle. Wie er den Arm um den Nacken der Verführerin geschlungen zu ihr hinausblickte, rief er unwillkürlich: „o, wie schön, wie reizend bist Du!“ — Da drückte ihn die Geschmeichelte fester an ihr Herz, beugte sich über ihn und flüsterte: „noch schöner werd' ich erblühen, so Du es nur willst! an meinem Herzen, in meinen Armen wird auch Dir Kraft und Genesung wiederkehren; Deine Wange wird sich röthen, Dein Auge wieder leuchten und die Jahre Deines Lebens sich weit hinaus dehnen in die ferne Ewigkeit, so Du es nur willst! Dieser Fels wird sich wandeln in einen strahlenden Thron: an meiner Seite wirst Du auf demselben sitzen und mit mir schwelgen in der Liebe Seligkeit, mit mir genießen die Herrlichkeit der Erde, so Du es nur willst!“ — „Ich will Alles, was Du willst,“ erwiderte der Bethörte, „Dein Wille sei der meine und meine Seele sei Dein unbestreitbares Eigenthum immerdar!“ — Da zuckte es wieder in den Augen der Verführerin grell und höhrend, aber den selbst so tief Gefallenen schreckte nun nicht mehr das Zeichen der innern Verdammniß. Mit dumpfen, gemessenen Tönen entgegnete sie: „ich nehme Dein Gelübde an, Deine Seele ist mein Eigenthum, und so Du nun nicht übst, was ich heische, bist Du wie ich verloren. Eine Seligkeit mit mir, eine Verdammniß mit mir!“ Und leiser setzte sie hinzu: „Du wirst mit mir, Geliebter, herrschen über den Menschenstaub und mit mir gebieten über diejenigen, welche zur Knechtschaft geboren. Aber einer dunklen Macht unwiderstehbarer Wille ist es, daß wir uns nähren und erkräftigen sollen vom Menschenblute. Ich kann nicht leben ohne Blut; meine Boten dürfen sich nicht mehr Jener nahen, aus deren Adern ich das Leben zurücktrank, denn das erste Opfer steht schützend vor ihr und verschleucht meine Diener. Du aber ver-

magst das Gespenst zu bannen mit dem wilden Worte, Du selbst mußt nun hinüber und der Jungfrau Blut holen.“ — Der Wahnsinnige, keinen Himmel mehr in seinem Busen, gelobte ohne Bangen, ohne Zagen das namenlose Verbrechen. „So nimm,“ sprach die arge Versucherin, „diesen Stahl; schon dunkelt der Abend, eile, eile, in der Nacht muß das Werk geschehen.“

Er gehorchte; die Sterne blinkten hell und klar als er davon fuhr, aber sie erloschen, da er weiter ruderte; der See lag spiegelglatt, kein Lufthauch regte sich, die ganze Schöpfung lag erstarrt, in Ohnmacht versunken; dennoch war dem Frevler, als sei er gebannt und rudere nun schon lange Wochen und Monden im See umher: denn zu gräßlichen Längen, zu martervollen Ewigkeiten dehnten sich die schwindenden Augenblicke aus. Endlich, endlich war das Ziel der Sünde erreicht.

Als er in die Hütte treten wollte, stand die hauptlose Jungfrau vor derselben und wehrte ihm den Eingang. Aber ihn schreckte nicht mehr das Grauen der Geisterwelt; er hob den Dolch, um das Unsterbliche zu morden; aber als stürme er gegen einen Fels einher, klirrte das Erz vor der Erscheinung zurück. Da besann er sich, wie er dieses fest Wesen nur mit sündigen Worten scheuchen konnte; Gotteslästerungen stürmten von seinen Lippen, und wimmernd entschwand nun Jama's Schützerin und die Schwelle war nun unbewehrt.

Er trat in die Hütte, ein sonderbares Hellsdunkel herrschte in dem Gemache; Jama lag auf dem Lager, so blaß, so leidend, so lebensmatt, wie jüngst diejenige, die ihn hierher gesandt hatte; und dennoch war dieses Leidensbild ganz anders, als jenes auf dem Fels der Sünde; nur Duldung und Ergebung zeigte dieses Antlitz, und wie jenes der Schmerz zum Ebenbilde der gefallenen Geister wandelte, wurde dieses durch das Weh verklärt. Noch einmal erhob sich ein menschliches Gefühl in der Brust des Sünders; er zauderte und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts schreiten; wäre ihm die Macht der Hölle entgegen getreten, er hätte mit ihr den Kampf gewagt, aber gegen diese Ohnmächtige hatte er keine Waffen. Da raunten ihm finstere Stimmen abermals zu, was seiner harre: Throneshöhen, Gold und des Lebens Vollgenuß; und wiederum dunkelte die Sünde sein Herz, sein Arm

erkräftigte sich, er hob den Dolch und bog den Körper weit vor, um den Frevler zu vollbringen. Das bedrohte Opfer regte sich; hatte ihn die Dämmerung getäuscht, wachte die Unglückliche und sah sie sein Frevelbeginnen? sie sprach! er lauschte; — sie betete; — nicht für sich, für ihn, den Abtrünnigen, den Meuchler. Sie glaubte noch an seine Treue, seine Seeleneinheit; „erbarmt euch seiner, ihr ewig Guten“, flüsterte ihre Lippe, „gebt ihm Genesung, seinem Herzen Frieden, und haben die finstern Geschicke ihm Leid und Unheil zugetheilt, legt diese auf meine Brust, ich will seine Thränen weinen, seine Schmerzen tragen, seine Sünden büßen.“ Furchtbarer, als erlauche er das Urtheil seiner Verdammniß, hallten ihm diese Worte entgegen; der Dolch entfiel ihm und er stammelte: „nein! nein! und würde der verlorene Himmel wieder mein, ich kann den Frevler nicht üben, nicht vergießen das Blut der Schuldlosen, die für mich betet.“

Da tauchte das Gespenst, welches ihn verführt, vor ihm auf und kreischte: „Meineidiger, so bist Du mit mir verloren, mit mir den Gnadenlosen verfallen. Gib mir ihr Blut, ihr Blut oder Deine Seele!“ und wie sie so grollte, erwuchs sie tiefer und war nun, sich selbst ähnlich, jenes Felsenantlitz, wie es noch in unsterbliche Zeit hereinstarrt; und ihre Hände wandelten sich zu Schlangen, die mit festen Banden den Unglückseligen umwanden; er wollte schreien, rufen, und dieses Gespenst wie jene Hauptlose mit Lästerungen von sich bannen, aber seine Zunge war gelähmt und die Lippen verschlossen. Jama vernahm aber nicht, was geschah; sie sprach wieder ein Gebet und flehte: „erbarmet euch des Gefallenen und Verlorenen!“ Bei diesem frommen Angstruf ließen die Schlangen ab von Urschul und er gewann Kraft in das Boot zu fliehen. Aber hinter ihm heulte, hinter ihm zeterte, hinter ihm stürmte es und peischte ihn vorwärts. Kein Mond, kein Stern schien am Himmel, und auf Erden leuchtete kein Licht; oben hingen schwarze Wolken und in der Tiefe donnerte und grollte es, als wollten die in der Finsterniß Athmenden ihre Ketten brechen. Die aufzischenden Wogen trieben den Fischer zu seinem Felsenhorste, aber derselbe war nun hoch aus dem Wasser empor gewachsen und bildete jetzt ein mächtiges Steinthor, dessen Höhe Urschul nicht zu erreichen vermochte. Er wandte sich zur neuen

Flucht; der See mußte sich selbst verzehren, denn überall erstanden Klippen und Gestein, größer, höher, mächtiger! Vor dem Fliehenden schwebten zwei Ungestalten, deren glühende Augensterne seine Bahn bezeichneten: es war das häßliche Gefieder, das Jamma's Blut getrunken; immer mehr dunsteten ihre Körper aus einander und so glichen sie fast grauen, in den Lüften schwebenden Felsmassen. Jetzt war er am Fels des Fluches; auch dieser war, wie die alle andern Klippen, zu einer schwindelnden Höhe hervorgetreten, und das verwehnte Steinantlitz starrte ihn an, drohend, geisteszerrüttend, und im Donnerhall rief es um ihn: „Deine Seele! gib deine Seele mir!“ Da kreiste der Kahn im Wirbel um sich her, und der Strudel verschlang das Boot und seinen Führer.

Kein Lebender schwamm mehr auf dem See, kein Vöglein in dem Raum der Schöpfung. Die Luft ward ein sengendes Feuermeer; die Wälder und die Wohnungen der Menschen leuchteten in Flammen auf. Um die Blumeninsel züngelte das Feuer und ringte um dieselbe einen leuchtenden Kreis; sie allein blieb der Vernichtung unbezwingbar; denn wie die Flamme auch hier verderbend nahen wollte, scheuchte die blasse Jungfrau dieselbe zurück. In ihrer kleinen Hütte lag noch immer Jama im frommen Gebete, und ahnte nicht, was um sie geschah, und wußte nicht, wie der See um sie dahingefengt und verschwunden war, wie ihre Insel nun ein festes Hochland geworden, um welche brennende und erlöschende Felsenmassen starrten. Alles war dahin, Alles gewandelt; die Feuer erloschen; in Dunkel hüllten sich die Berggipfel, die tiefen Schluchten; nur ein Fels glühte noch und erlosch langsam; deshalb er auch jetzt noch der Brand genannt wird. Und an dem Fuße des Berges, aus welchem das gräßliche Steinantlitz schaute, lag Urschuk bleich und todt.

Keiner der Uferbewohner war bei dieser Empörung der Schöpfung gegenwärtig geblieben, alle waren tief in das Land geflohen und Keiner wagte jemals zurück zu kehren dorthin, wo die Allmacht so furchtbar gewaltet hatte. Nur Jama hatte die Stätte ihrer Kindheit, ihrer Jugend, ihrer heiligen Erinnerungen nicht verlassen; dennoch fühlte sie sich überall fremd; Alles war umgewandelt, Alles anders geworden. Eine neue Welt war an's Licht

der Sonne getreten; was Jahrtausende unter Fluthen begraben lag, war nunmehr dem Leben zurück gegeben. Wie die Arme auch umher blickte, kein Leben, kein bekanntes, befreundetes Wesen war zu erschauen; da ermuthigte sie sich und wandelte über Schlacken und Felsstrümmen trockenen Fußes zu jener Stätte, wo ihr Geliebter einst gelebt; aber ein mächtiges Schauerthor erblickte sie dort, auf dessen Höhe die zusammengestürzten Trümmer der Hütte lagen; nicht wagte sie das Thor zu durchschreiten, denn es grauste sie an, als läge jenseits eine feindliche Grabeswelt. Sie kehrte nun zu ihrer ehemaligen Insel zurück, wo nun auch alle Blüthen, alle Blumen erstorben waren; kein Laub grünte, kein Vogel zwitscherte, kein Menschenlaut ertönte; — sie war verlassen, allein in dieser Dede. Doch nein! der Gott in ihrem Herzen war ihr geblieben; unter den Schauern dieser Grabeswelt rang sie mit heißem, frommen Sehnen nach Erlösung, und diese wurde ihr gewährt. Von ihrem Herzen entlastete, sich jede Bürde, in ihrer Brust wurde es leicht, während über ihr Auge eine ungewöhnliche Müdigkeit kam, sie entschlief; und alsobald umsproßten ihr Lager wieder Blumen und Blüthen, die sich über die Schlummernde zu einer grünen Decke wölbten. Lange nannte man jenen Hügel „das Grab der Jungfrau“ bis die Zeit endlich die Stätte wandelte; es ist ja so gewöhnlich auf Erden, daß dort gelacht wird, wo einst heiße Thränen rannen, und daß der Mensch seine Freudentempel über Gräber baut.

Noch behauptet der Volksglaube, daß es zuweilen in dem Buchenwalde, der zu den Höhen des Winterberges führt, recht schmerzlich klagt und sich manchmal ein bleiches Luftbild sehen läßt, das nach Böhmens Grenze hinüberstarrt: es ist die arme Jama, die sich noch immer nach dem Treulosen sehnt. Wenn dagegen der Herbst seine Stürme sendet, wenn die Blätter fallen und sich in den Höhen ein feuchtes Nebelmeer bildet, dann erblickt man in demselben ein dunkles Dunstgebild, fast einem Boote ähnlich, in dem der Führer aufrecht steht. Das Gebild senkt sich in die Tiefe, es strebt zur Höhe empor, gleichsam als kämpfe es einem wilden Sturme entgegen; es zerschellt und zerfließt gewöhnlich erst an dem Felsen, wo sich

das Steinbild des Weibes zeigt. Wie der ewige Jude unstät dahin wallt, wie der wilde Jäger über Wald und Forsten zieht, so ist auch dieser Fischer der Ruhelosen einer und sucht in verge-

licher Flucht einen Rettungshort, den er niemals findet.

Betet für seine Erlösung!

Noch einmal J. G. Müller.

Einer der Mitarbeiter dieses Blattes gab jüngst einen Ueberblick über das Leben und die Wirksamkeit des jungen Schweizer Architekten, der den Wettflug mit dem Genius eines Giotto und Brunelleschi gewagt hat.*) Es sei uns verstattet, dem Bilde noch einige Züge hinzuzufügen, wodurch auch den dichterischen Versuchen Müllers ihr Recht zu Theil wird!

Die Masse der Gedichte, welche in dem Förster'schen Buche uns vorgelegt werden, ist nicht besonders umfangreich; dagegen hat diese Sammlung vor vielen ihres Gleichen einen Vorzug voraus: sie enthält nur Gediegenes und Inhaltsschweres. Nichts von der tändelnden oder wimmernden Lyrik des Dilettanten! nichts von den Spielen mit Gedanken um der Form Willen! Nichts von Koketterie mit künstlichen Gefühlen und Schmerzen! Es weht ein männlicher Geist durch diese Strophen, deren rührendste Empfindung noch den Stempel der Kraft und Würde trägt, und deren launigste Wendung doch immer aus den Schranken des hitzeren Ernstes nicht hinausgeht, und oft durch sie hindurch einen tieferen Gedanken hervorblicken läßt. Man lese das folgende Gedichtchen:

Räthchen will die Kerze puzen,
Faßt zu tief und löscht sie aus;
Ich, das Dunkle zu benützen,
Geh' auf Raub und Fänge aus.

Zupft' es leicht erst am Gewändchen,
Faßt' und drückt' mit einer Hand
Ihre zarten, lieben Händchen,
Da die andre sie umwand.

Regt' ich mich auch mit den Füßen?
Nein! so boshaft war ich nicht.
Aber still wollt' ich sie küssen —
Sieh! da ward es plötzlich Licht.

Schalt ich ihn doch längst Philister,
Michel meinen Nebenmann!
Mit phosphorischem Geknistern
Reibt er sich ein Hölzchen an.

*) S. d. vorige Nummer: J. G. Müller, ein Künstler- und Dichterleben.

So, daß mir und seinem Mädchen,
Das nach Licht zur Küche lief,
Mein verlegnes, rothes Räthchen
„Es ist nicht mehr nöthig!“ rief.

Schnell dann, aufrecht wie ein Böldchen,
Dankt sie: „Ei! das ist kommod'!
Trugen Sie nicht Reibzündhölzchen,
Hätten wir noch — liebe Noth.“

Welch allerliebste, harmlose Naivität! welche ungezierte, kindliche Sprache! welche bescheidene Zärtlichkeit! Und welch wohlthuender Ausdruck einer lebenswürdigen, unversehrten Sinnlichkeit, in der auch nicht ein unreiner Ton mit anklingt!

Ueberhaupt ist es eine gesunde, kernfeste Schweizernatur, welche sich uns hier entgegen trägt, und den kräftigenden Lusthauch des Gebirgs selbst einem flüchtigen Blick weder entziehen kann noch mag. Er selbst bekennt mit Stolz sein Vaterland, besingt dessen große Vergangenheit und feiert seine Helden. Sein Patriotismus sprudelt sich in manchen Gedichten aus, und erglüht von dem Bewußtsein einer freien Männlichkeit, eines ehrenwerthen Vaterlandes. Daß diese Gedichte zum Theil, wie manche von ganz anderer Natur, gigantisch roh daherschreiten, daß Züge in denselben vorkommen, welche das Normalmaß der Sprachdecenz überschreiten, kann nicht geleugnet werden. Allein einmal sügt dieß Element der ganzen Haltung und Stimmung der Gedichte sich naturgemäß ein: es poßt zu der rauh-gewaltigen Atmosphäre, in welche sie uns zu versetzen wissen, und hat um deswillen nichts Berlegendes; zweitens liegt es überhaupt im Wesen der sogenannten politischen Poesie, deren Inspiration nur die politische Leidenschaft sein kann, und die Leidenschaft mißt ihre Aeußerungen weder nach logischen noch nach ästhetischen Gesetzen. Vielleicht haben wir den Grund jener Neigung zum Ausschweifenden in Wort und Bild, die hie und da hervortritt, auch in der frühen Anschauung einer riesenhaften Natur zu suchen, in deren kolossale Gebilde und Eindrücke die Phantasie sich so leicht gewöhnt und heimisch macht. Daß M. dieselbe emsig studirt habe, verräth er uns an vielen Stellen, wo er seine vaterländischen Berge und Thäler preist. Doch hat die Umgebung seinen Sinn nicht so ganz in Anspruch genommen, daß sein Auge nicht frei ge-

blieben wäre für die sinnige Betrachtung der Groß- und Kleinnatur. In dem endlosen Reiche von Erscheinungen, welche sich hier der Beschaulichkeit aufdrängen, liegt ein unerschöpfbarer Born der Poesie. Jede Individualität wird dieselben anders auffassen, jede sie in andere Beziehungen untereinander und zu ihr selbst versehen, jede ihre eignen Folgerungen daraus ziehen und ihre eigene Welt daraus zusammensetzen. Denn das größte Wunder der Schöpfung ist, daß sie wie ein Zauberspiegel einem Jeden sich selbst vor die Augen stellt und Jedem als Wahrheit und doch in seinem eignen Lichte erscheint. In Müller's Gedichten sind es zumeist die Reflexe der Sinnigkeit und Frömmigkeit, welche er aus der Natur aufgefaßt und festgebant hat; z. B. das Abendlied:

O wie duftet nun die Blume,
Da des Abends Majestät
Aus des Himmels Heiligthume
Ueber sie herniederweht.

Wenn die Blum' im Thau der Nächte
Ihren reinsten Duft verweht,
Ist es, eh' sie schlummern möchte,
Ein verschwieg'nes Nachtgebet.

Lockt' mich aus der Seele Tiefen,
Ruh' erfüllte Frühlingsluft,
Wo sie fest verschlossen schliefen,
Thränen, unsrer Seele Duft.

Und wie Abendglockenmahnung
Schallt's von oben durch den Sinn:
Eine stille Gottesmahnung
Zieht durch alle Wesen hin.

oder: Nacht auf dem Meere.

Fernhin nach Süden fahr' ich;
Es dunkelt; ich steh' allein.
Nur das Meer, die Sterne gewahr' ich,
Und denke, du Ferne, dein.

Dort ist ein Stern gesunken,
Hell aus des Himmels Höh';
Das Meer hat ihn getrunken,
Und wallt im entzündeten Weh.

So, einst, aus diesen Augen
Fühlt' ich den raschen Strahl
Sich in mein Herzblut tauchen,
Entzündet all' diese Qual!

Gleich Ebb' und Fluth und Brandung
Wogt's in mir auf und ab:
Gewinn' ich nicht bald die Landung,
So wird das Meer mein Grab.

Der Ton der Sehnsucht, der hier in den letzten Zeilen angeschlagen ist, kehrt häufiger wie-

der: es ist diesmal und öfter die Sehnsucht der Liebe, welche klagend hervorbricht; oft aber auch das unbefriedigte Streben des beengten Künstlers, der die Welt umfassen und beglücken möchte, und dem der Zweig vor der zugreifenden Hand hinweggezogen wird, an welchem er sich zu ihr emporheben wollte. Dieser Schmerz aber geht dann nicht selten in einen edeln Zorn über, in dem er sich resignirend aber kräftig und im Gefühle seiner Künstlerkraft und Menschenwürde aus der Erniedrigung emporringt. Wir können uns nicht versagen, den beiden Sonnetten, in denen diese Entrüstung hervorbricht, und in deren Inhalt leider ein Jeder die Wahrheit seines eignen Lebens erkennen muß, der je sich über die Sphäre des Alltäglichen und Hergebrachten mit Reckheit emporhob. Die vereitelten Bemühungen um den Dom von Florenz und später um den Bau des Schweizer-Nationaldenkmals hat dieselben diktiert.

Loos der großen Ideen.

Der Schwarm der Dummheit lauert auf den Gassen
Den weisen Männern, die sich heiß bemühen,
Die Wahrheit aus dem Schlamm der Zeit zu ziehen,
Mit Schrei'n und Hohngelächter aufzupassen.

Er will's nicht einsehn oder kann's nicht fassen,
Daß sie berufen sind, ihn zu erziehen;
Er lohnt mit starrem Troß ihr heilig Glühen,
Die weise Lehre zahlt er mit Grimassen.

Wohl wird's dir schwer, o Genius, deine Bogen
Dem Gott der Kunst und Wissenschaft zu bauen,
Umdrängt von Thorheit wie von wilden Wogen.
Das Seil, an dem du ziehst, wird dir zehauen,
Und in die Schale, da du Gold gewogen,
Erbricht die Dummheit, was sie nicht kann bauen.

Künstlerloos.

Beß Herz geweiht ist zu der Künstlerendung,
Der schwankenden Gesinnung zu erschließen
Ein sanftes Bett, das sie verlockt zu fließen,
Zu weiser Lehre segensreicher Spendung:

Der möge nicht verzagen, wenn Verblendung
Und Hohn in seine Gluthen Wasser gießen;
Der möge nicht verlangen zu genießen,
Der großen Menge laute Lobverschwendung.

Sie müdten ja, als Moses trocken Fußes
Durch's Meer sie führte zum gelobten Lande,
Als Enderfüllung göttlichen Beschlusses.
Und löst' ein Gottmensch ihre Sklavenbände,
So holen sie mit dem Betrug des Kusses
Zu Kerker ihn und Kreuz und Feuerbrände.

Es ist der Ausschrei der Halbverzweiflung, wie sie jedes Talent überkömmt, welches mit seinen Idealen in die Weite strebt, und dennoch über die herzlosen Schranken der Wirklichkeit und Konvenienz, der Indolenz und Nichtachtung nicht hinwegsprin-

gen kann. Der Leidenschaftlichkeit, welcher die beiden Gedichte ihren Ursprung verdanken, schreibt sich auch die derbe und fast ungeschliffene Sprache zu, welcher wir eben als einer häufigen Eigenthümlichkeit Müllers erwähnten. Und doch ist dieselbe gerade für die Hast und Erregung des Dichters bezeichnend und naturgemäß!

Müller war übrigens, dieses muß auch hier ausgesprochen werden, kein in brausender Genialität dahinstürmender Phantasiemensch, denn alle seine Talente würden ihn nicht zu Dem gemacht haben, wodurch er bedeutend erscheint, wenn nicht eine achtungswerthe Vernunfttrichtung in ihm ausgeprägt wäre, welche leitend und klärend über allen seinen Bestrebungen ihr Licht verbreitet. Er war ein Denker im weitesten Sinne des Wortes, und früh schon regte sich der Drang nach einer philosophisch geordneten Lebens- und Kunstanschauung in ihm. Davon ging so Manches in Gedichtform über, und gerade das in dieser Beziehung uns Gebotene verdient eine hohe Beachtung: tiefer Wis und tiefe Weisheit liegen hier oft nahe bei einander. Wir citiren nur Einiges:

Sprüche:

Bestiehl' den Tag nicht!
Unwahrheit sag' nicht!
Bess'rung vertag' nicht!
Wehrlose plag' nicht!
Unschuld verklag' nicht!
Gestohl'nes trag' nicht!
Das Licht verjag' nicht!
Das Schick'al frag' nicht!
Thu' das, verzag' nicht!

Die deutsche Sprache hat wenig so kernige Sittensprüche aufzuweisen, als obigen.

Neujahr.

Vor der Hand bleibt's wieder bei'm Alten:
Leichter versprochen, als gehalten!

Ebenfalls bleibt's noch bei'm Alten:
Leichter das Amt, als es verwalten!

Leider bleibt es auch noch bei'm Alten:
Ohne zu beten die Hände zu falten.

Endlich noch ein Epigramm:

Ist's nicht bei tiefem Sonnenschein
Recht schmeichelhaft, auf grünen Matten
Spazieren geh'n? — Ist Einer klein,
So ist doch groß — sein Schatten.

Wer erkennt hier nicht den praktisch-lebensweisen Mann eben so klar, als aus den architektonischen Schriftchen Müllers den praktischen Baukünstler? Und wer freut sich nicht einen Jüngling zu finden, der so früh schon die hohe Schule des Lebens durchlaufen hatte? Wen berührt es aber auch nicht doppelt schmerzlich, daß diese Laufbahn durchschnitten werden mußte, ehe der Jüngling sich ganz und nach allen Seiten ausbreiten konnte, und ehe er für seine Kunst die Schule der eigenen Erfolge durchzumachen Gelegenheit hatte? Wenigstens sind wir unsrerseits nicht überzeugt, daß sein Entwurf der Florenzer Domfaçade das Höchste, was er hätte leisten können, das A und O seines Genius gewesen sein würde. Allein es scheint der Fluch unsres Jahrhunderts, daß nur die Alltäglichkeit und Talentlosigkeit in seiner Atmosphäre gedeiht und wuchernd aufsprößt, während dem wahrhaft Bedeutenden schon früh der Keim des Todes eingimpft wird.

F e n i l l e t o n .

Der Chemann der berühmten Marie Thérèse Rodet Geoffrin zeichnete sich eben so durch seine Albernheit wie sie durch ihren Geist aus. Ein Spatzvogel schickte ihm mehrmals den ersten Theil der Reisen des Paters Labat. Der würdige Mann las das Buch jedesmal gewissenhaft durch, ohne zu bemerken, daß man ihn zum Besten habe. Als man ihn fragte, wie ihm die Reise gefalle, antwortete er, dieselbe sei sehr interessant, nur wiederhole sich der Verfasser bisweilen. Er las das Wörterbuch Bayle's mit großer Aufmerksamkeit, aber gerade fort über die doppelten Spalten und meinte, es sei ein vortreffliches Buch, wenn es nur leichter verständlich geschrieben sei. Trotz seiner Geisteschwäche durfte er bei Tafel erscheinen, aber unter der Bedingung, sich nie in die Unterhaltung

zu mischen. Ein Fremder, der Mad. Geoffrin häufig besuchte und eines Tages den schweigsamen Mann nicht an der gewöhnlichen Stelle sah, fragte die geistreiche Dame, was sie mit dem armen Manne gethan habe, den er immer dort gesehen, der aber nie ein Wort gesprochen habe. „Das war mein Mann,“ entgegnete sie, „er ist jetzt gestorben.“

Entstehung der Rose und des Reises.
Die Mahomedaner haben eine Sage über die Entstehung der Rose und des Reises, welche beiden Gewächse bei ihnen eine so große Rolle spielen. Mahomed hatte sich den Menschen noch nicht gezeigt, sondern wandelte unter den Seligen strahlend um den Thron des Höchsten. Plötzlich wandte

sich der Gott nach ihm und betrachtete ihn mit der ganzen Gewalt des göttlichen Blickes, der ihn beleuchtete, wie die Sonne einen durchsichtigen Körper beleuchtet. Ein starker Schweiß, bedeckte alle Glieder Mahomed's. Als der Herr seinen Blick abwandte, wischte Mahomed mit der Hand den Schweiß von seiner Stirn. Sechs Tropfen entschlüpften dem Paradiese und gelangten bis zu unsrer Erde, die sie liebevoll aufnahm. Der eine erzeugte die Rose, die andre den Reis, und die übrigen bildeten die vier Begleiter des großen Propheten.

Corneille in seinem siebzigsten Jahre.

Man hat einem im Jahre 1679 geschriebenen Brief eines Mannes von Rouen gefunden, der den damals siebzig Jahre alten Corneille in Paris besucht hatte. „Ich habe gestern unsern Verwandten gesehen,“ schreibt der Mann, „er befindet sich nach seinem Alter recht wohl. Wir gingen mit einander nach dem Mittagessen aus, und unterwegs trat er in eine Bude, um seine Schuhe ausbessern zu lassen, deren Nähte aufgegangen waren. Er gab die drei kleinen Geldstückchen dafür, welche er besaß. Nach der Rückkehr bat ich ihm meine Börse an, aber er schlug sie aus. Ich weinte, daß ein so großer, berühmter Mann in solchem Elende schmachtet.“

Eine Eiche. Unter den Eichstämmen ist von den sehr genau gemessenen wohl der mächtigste in Europa der bei Saintes im Departement de la Charente inferieure, auf dem Wege nach Cozes. Der Baum hat bei 60 Fuß Höhe, nahe am Boden 27 Fuß 8½ Zoll, bei 5 Fuß Höhe noch 21½ Fuß und, wo die Hauptzweige anfangen, noch 6 Fuß Durchmesser. In dem abgestorbenen Theile des Stammes ist ein Kämmerchen eingerichtet, 10—12 Fuß weit und 9 Fuß hoch, mit einer halbrunden Bank im frischen Holze ausgeschnitten. Ein Fenster giebt dem Innern Licht, daher die Wände des durch eine Thür verschlossenen Kämmerchens mit Farrenkräutern anmuthig bewachsen sind. Nach dem Maße eines kleinen Holzstückes, das man über der Thüre ausschnitt, und in dem man 200 Jahresringe zählt, wäre das Alter der Eiche von Saintes auf 1800—2000 Jahr zu schätzen.

Eine Legende. Die erste Kirche in Thüringen wurde von Bonifazius, dem Apostel der Deutschen, wahrscheinlich im Jahre 724, auf der Höhe des sogenannten alten Berges, der sich am Thüringer Walde zwischen den Dörfern Altenberge und Catterfeld erhebt, gegründet. Zu dieser heiligen Stätte strömten nun aus der Umgegend die Schaa-

ren der Gläubigen und empfingen durch Bonifazius das Licht der himmlischen Offenbarung. Da soll es sich einst ereignet haben, daß ein dichter Schwarm von Krähen wie eine schwarze Wolke am Himmel dahergezogen und wildkrächzend auf die Kirche niedergeflattert sei, so daß Niemand mehr Bonifazius Wort habe vernehmen können und das versammelte Volk von einer Furcht so befallen worden, als ob seine alten Götter voll Ingrimm und Rachedurst sich ihm nahten. Sobald der Apostel dieses gewahrt, sei er niedergesunken am Altare und habe mit lauter Stimme die Krähen verflucht, worauf diese alsbald verschwunden und drei Tauben zur Beruhigung und Freude des Volks, das nun dem christlichen Glauben um so fester angehangen habe, erschienen seien.

Ein chinesisches Haus. Lord Jocelyn giebt folgende Beschreibung eines von dem englischen Gouverneur der Insel Tschusan bewohnten Hauses in der Hauptstadt Ting-hai, welches die Wohnung des im Gefecht gebliebenen Direktors der Stadtschule oder wenigstens eines Gelehrten gewesen sein soll. Alle Zimmer führen zu einem Hof in der Mitte des Hauses, über welchem sich ein niedliches Dach befindet. Die Thüren, Fenstergesimse und die Pfosten, welche das Dach tragen, sind sämmtlich in einem sehr schönen Styl ausgeschnitten. Das Gestühl im Innern der Zimmer ist mit erhabener Arbeit von der größten Feinheit geziert. Ueberhaupt zeugt die ganze innere Einrichtung von einer Bildung des Geschmacks, wie man sie den Chinesen nicht zutrauen sollte. Dieselbe Art von innerer Verzierung zeigte sich in höherer oder geringerer Vollkommenheit in allen Häusern der Stadt. Die Thore des Palastes des Stadtdirektors sind mit riesenmäßigen grotesken Figuren bemalt, welche die Gerechtigkeit und Strafe darstellen sollen.

Ein Riesen-Globus. Der bekannte Geograph Wyld in London baut jetzt den größten Erdglobus, der jemals existirt hat und der aus Tausenden von Gypsgußstücken zusammengesetzt wird. Er mißt 63 Fuß im Durchmesser und wird so aufgestellt, daß man auf einer Gallerie rund um denselben herumgehen kann. Da der Maßstab 10 (engl.) Meilen auf den Zoll beträgt, so kann alles, Thal und Hügel, See und Fluß, Wald und Steppe angegeben werden und man wird sich durch denselben ein deutliches Bild der Erde machen können, da alle Berge erhaben, alle Thäler natürlich vertieft etc. dargestellt werden. Die, welche London zur Industrieausstellung besuchen, mögen nicht ver säumen, diesen Riesen-Globus zu besichtigen.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rüdmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.